

Blaue Tage

Für uns war es der letzte Sommer. Mein Bruder Alex war damals sechs und ich war dreizehn. Dad hatte im März erst eine Stelle an einer recht erfolgreichen Anwaltskanzlei bekommen und Mum ging in ihrer Arbeit als Floristin richtig auf. Der Frühling kündigte sich mit den Tulpen an, die im Garten blühten. Der Himmel schien jeden Tag blauer zu werden und unsere Vorfreude auf die Sommerferien wuchs und wuchs. Wenn ich an diese schmerzlich unbeschwerte Zeit zurückdenke, sehe ich vor meinem inneren Auge immer Mum am Küchenfenster stehen, wie sie zu den Tulpen raus schaut. Von diesem Bild geht ein so warmes und klares Licht aus, dass es heute noch das Wertvollste ist, was ich besitze. Die Erinnerung an ein unbeschwertes, vergangenes Leben.

Im Juli waren dann endlich die Ferien da und Alex und ich verbrachten erst einmal viel Zeit zuhause. Meistens hingen wir im Wohnzimmer vor dem Fernseher rum, bis Mum eines Tages sagte, es würde nun Zeit, dass wir rausgehen und unsere Freunde treffen.

Wir lebten damals in Dulwich und über die Jahre hatten wir uns hier einen breiten Freundeskreis geschaffen. Ein Ort, an dem man ständig alte Bekannte traf, wenn man nur auf dem Weg zum Supermarkt war. Da meine damalige beste Freundin Amanda einen Bruder in Alex' Alter hatte, verbrachten wir viel Zeit gemeinsam. Wir gingen in den Park, streunten durch die Straßen oder spielten auf Amandas Play Station. Amanda war noch vor jenem Sommer zwölf geworden und ihr Gesicht taucht immer noch oft in meinen Träumen auf. Wenn sie lächelte, sah sie aus wie ein Lausbub und für ihr Alter war sie noch sehr kindisch. Doch das mochte ich so an ihr. Das letzte Mal sah ich die beiden, als sie mit ihren Eltern nach London zu den Großeltern fuhren. Zwei Tage nach ihrer Abreise kamen die Bomben und dann existierte die Stadt nicht mehr. Schon damals, mit meinen dreizehn Jahren, habe ich gewusst, ich sollte gar nicht erst hoffen, sie hätten durch ein Wunder überlebt und würden wiederkommen.

Wie gesagt, ist der Sommer vor vier Jahren unser letzter gewesen. Die Tulpen im Garten waren schrill und so sarkastisch schön, dass mir die Tränen kommen, wenn ich jetzt daran zurückdenke.

Am dreißigsten Juli kam es zum ersten Mal in den britischen Nachrichten. Ein Objekt am Himmel von unbekannter Größe. Wir sahen Aufnahmen davon im Fernsehen. Ein unförmiger, schwarzer Klecks im unschuldigen Blau des Himmelgewölbes. Mum, Dad, Alex und ich saßen zusammen im Wohnzimmer, an einem windigen Tag, und sahen fern. Eine Zeit lang schauten wir schweigend in die Flimmerkiste und hörten dem Reporter zu, wie er sagte, man vermute, es handle sich bei dem Objekt um einen Satelliten, der vom Kurs abgekommen sei. Nachdem der Bericht zu Ende war, murmelte Dad: „Ach, ein paar Tage lang werden sie eine Sensation daraus machen, und wenn dann aufgeklärt ist, worum es sich bei dem Ding handelt, das Thema wieder fallen lassen.“

So dachten wir alle. Nach ein paar Tagen würde man endlich mit der Antwort herausrücken, was dieses Ding denn nun wirklich sei, es würde an der Erde vorbeirauschen, in den Weiten des Alls verschwinden und die Geschichte wäre gegessen. Das Leben würde weitergehen und die Tage würden wärmer werden. Ein paar Jungs aus der Nachbarschaft versuchten mit ihren Feldstechern das Objekt am Himmel auszumachen und manche taten so, als hätten sie es gesehen. Wir kümmerten uns nicht darum.

In der nächsten Woche dann wurde immer noch über den formlosen Körper berichtet, der sich in der Erdumlaufbahn befand, doch auf einmal wurden keine Wort Witze und lächerlich wilde Spekulationen mehr darüber gemacht. Es schien in die Atmosphäre einzutreten. Mittlerweile hatte man auch seine Größe berechnen können und nun fragte man sich, ob es verglühen oder auf die Erde prallen würde.

Einen Satelliten nannte man es auch nicht mehr. Fernseher, Radio und Internet sangen nur mehr vom *unbekannten Objekt aus dem All*. Dad belächelte das Thema nicht mehr und Mum begann wieder Zeitung zu lesen. Mein dreizehnjähriger Verstand versuchte sich auszumalen, was passieren würde wenn plötzlich dieses Ding vom Himmel fallen und auf die Erde stürzen würde. Es gäbe ein großes Loch, das war die Antwort, auf die ich kam.

Am einunddreißigsten Juli verlor ich dann meine Kindlichkeit. Der ganze Planet hörte auf zu atmen und alle Augen blickten gen Himmel. Es war der letzte Tag des Sommers, der mein altes, friedliches Leben auf grausamste Weise abschlachtete.

Sie waren gekommen und das nicht in friedlicher Absicht.

Erstaunlich und obszön faszinierend, wie schnell eine moderne, organisierte Gesellschaft zu Grunde gehen kann. Wir alle konnten das Raumschiff sehen. Es war eine groteske Missgeburt, die den fröhlich strahlenden Himmel auseinanderriss und einen Schatten auf den nordatlantischen Ozean warf. Die Medien verrieten alles und auch nichts. Politiker und große Leute wurden weltweit von Kameras, Wissenschaftlern und Protestschildern überschwemmt. Eine Verschwörungstheorie nach der nächsten brüllte aus dem Fernseher in unser Wohnzimmer. Die Panik schwappte von Amerika zum Rest der Welt über, die mit einem Angriff nicht lange wartete. Die USA schoss eine Rakete auf das Raumschiff und einen Tag lang hing eine dichte Rauchwolke über dem Meer und versperrte uns die Sicht. Ich konnte die Amerikaner beinahe Siegeshymnen singen hören. Man glaubte, mit der Rakete bereits erheblichen Schaden angerichtet zu haben und man würde den Zustand des Schiffes bekannt geben, sobald sich der Rauch verzogen hätte.

Am nächsten Tag war die Luft wieder klar und das Raumschiff war weg. Es war über New York hergefallen. Von der Metropole war nichts mehr übrig außer vergiftete Luft und eingestürzte Wolkenkratzer, die sich zu riesigen Leichenbergen auftürmten. Weltweite Panik.

All unsere Nachbarn, Freunde und Bekannte stürzten in ihre Autos und fuhren mit Hab und Gut davon. Zu ihren Familien oder Ferienhäusern. In die nächsten Städte oder in die Pampa. Mum und Dad begannen in der Küche rumzubrüllen. Dad war der Meinung, wir müssten Dulwich so schnell wie möglich verlassen, während Mum meinte, wir sollten hier bleiben. Alex vergrub sich weinend in meinen Armen und die Worte, die meine Eltern sich zuschrien, werde ich nie wieder vergessen.

„Um Gotteswillen, hör mir doch zu, Patrick! Wo sollen wir denn hin? Sollen wir uns etwa ins Auto setzen und ins Blaue fahren, in der Hoffnung irgendwo rein zufällig über einen Hochsicherheitsbunker zu stolpern, in dem wir die ganze Hölle hier überleben werden?“, schrie Mum und fuchtelte mit den Händen. „Wir werden so oder so sterben! Wohin wir auch fliehen! *Sie* sind hier, Patrick! *Hier, auf unserem Planeten*, wo sollen wir denn hin? Ob wir gemeinsam in unserem Haus sterben oder draußen auf der Straße, es macht doch keinen Unterschied! Wir werden alle verrecken!“

Mir war schlecht von ihren Worten. Sie rührten meinen Magen um und trieben mir die Tränen in die Augen. Alex hatte sich in die Hosen gemacht und der Geruch frischen Urins stieg mir in die Nase. Dad packte Mum an den Schultern, brüllte ihr ins Gesicht, während man von draußen das Stimmengewirr

der flüchtenden Menschen hören konnte: „Terese, versteh‘ das doch! Sie haben New York vernichtet. Ausgelöscht! Sie haben schon begriffen, an welchen Orten die meisten Menschen sind, und jetzt werden sie erst einmal die Metropolen angreifen. Jetzt sind sie sowieso drüben. Wenn sie sich für den Angriff rächen wollen, dann bleiben sie erst einmal drüben bei den Amis und gehen auf Städte wie Washington und San Francisco los.“ Mums Augen starrten ihn völlig leer und stumpf an. „Wir haben also Zeit von hier zu verschwinden. In den Wäldern, am Land oder an den Küsten müssten wir in Sicherheit sein, verstehst du mich, Terese? Wir müssen so weit weg wie möglich von dicht besiedelten Orten. Wenn wir das tun, werden wir nicht sterben! *Wir können es schaffen!*“ Für ein paar Sekunden war die Luft zwischen den beiden gefroren, bis Mum endlich nickte. Ganz benommen von seinen Worten. Dad kam zu Alex und mir rüber, küsste mich auf die Stirn und sagte: „Wir nehmen so wenig Persönliches mit, wie es geht. Von mir aus könnt ihr die Familienfotos mitnehmen, aber Sachen wie Spielzeug bleibt da. Packt ein wenig Gewand ein. In Taschen, Koffer, Säcke, egal was. Mäntel, Stiefel, Hauben...ich kümmere mich um das restliche Gepäck. Verstanden?“ Ich nickte stumm. Ich nahm Alex an der Hand und wir liefen durchs Haus und suchten Kleidung zusammen. Unterwäsche, Shirts, Wintermäntel, Hüte, Sport- und Winterschuhe. Mein Gehirn schaltete auf Überlebensmodus.

Wenn wir uns in den Wäldern verstecken, brauchen wir geeignete Schuhe, mit denen wir gut vorankommen. Für die Nächte Schlafsäcke. Für die kalten Jahreszeiten brauchen wir warme Sachen. Koffer sind unpraktisch, wir nehmen Rucksäcke und Taschen.

Wir liefen in stummer Hektik durchs Haus und stellten das Gepäck vor die Haustür, wo bereits das Auto mit laufendem Motor stand. Mum saß schluchzend am Esstisch, ihren Kreuzanhänger an den zitternden Lippen. Als wir sie an den Schultern nahmen und zur Haustür bugsierten, murmelte sie etwas was klang wie ein Gebet. Wir setzten uns in das vollgepackte Auto, Dad setzte sich ans Steuer, schaltete das Radio ein und wir fuhren los. Ich lehnte den Kopf an die Fensterscheibe und sah zu, wie sich die Autos in den Einfahrten aneinanderdrängten. Alex, der neben mir saß, hatte die Arme um sich geschlungen und kaute auf seiner Unterlippe rum, um das Schluchzen zu unterdrücken. Wir saßen alle zusammen hier drinnen. Eine Familie in Angst und Hilflosigkeit, die mit Gefahr im Rücken ihre Heimat verließ. Wir sprachen lange kein Wort miteinander. Unsere Angst laut auszusprechen hätte uns erstickt. Ich musste an die Tulpen im Garten denken und daran dass sie ohne Pflege wahrscheinlich eingehen würden. Und so herzerreißend dieser lächerliche Gedanke auch war, blieben die Tränen aus.

Dad und ich waren letztes Jahr übrigens wieder in Dulwich, um zu sehen, was von unserer Heimat übrig geblieben ist. Unser Haus ist eines der wenigen, das noch steht. Aber in dieser Ruine habe ich keine Wärme mehr finden können. Es ist nur mehr ein schmutziger, verfallener Ort an dem sich Katzen und Ratten tummeln und mit ihrem Gestank auch die letzten Familienerinnerungen auslöschen.

Unsere Flucht führte uns damals in die Wälder, wo es Dad am sichersten fand. Es war Nacht, als wir unseren Wagen an einem Straßenrand abstellten, unser Hab und Gut nahmen und in den Wald stürzten. Der Wildnis entsprungen, kehrte der zivilisierte Mensch wieder in die Wildnis zurück. Wir trafen bald auf andere Menschen, die auf die gleiche Idee gekommen waren wie wir, und schlossen uns ihnen an. In Zelten zwischen Sträuchern und Felsen schliefen wir. Eine Gruppe Unbekannter, die schlaflose Nächte und Todesangst miteinander teilten. Manche hielt die Angst vor dem Ungewissen wach, manche die Explosionen und der Brandgeruch, die den idyllischen Wald in eine Art verzerrte Traumwelt verwandelten. Die Erde unter uns schien zu beben und zu knurren.

Viele der Leute hatten Campingnahrung mit. Fleisch, Gemüse und Obst in Dosen. Doch als diese Vorräte nach ein paar Wochen zuneige gingen, hieß es auf den inneren Höhlenmenschen hören und jagen gehen. In unserer Gruppe gab es zwei Soldaten und einen Jäger, ohne die wir wahrscheinlich schon längst verhungert wären. Samuel hatte den Zweiten Weltkrieg miterlebt, und wenn er des Nachts weinte, klang er wie ein kleines Kind (man fand ihn eines Tages mit aufgeschnittenen Pulsadern). Eric war ebenfalls Soldat und jeden Abend versammelten sich alle Leute um sein Zelt, um über sein Radio die Nachrichten zu verfolgen. Nach New York waren, wie Dad vermutet hatte, Städte wie Washington, San Francisco und Los Angeles dran gewesen. Das ganze Land überzog ein verbrannter Todesgeruch. William, der Jäger, meinte daraufhin, es wäre nur eine Frage der Zeit gewesen bis die Amis für ihre Kriegslust bezahlen würden.

Die Realität des vorrückenden Todes erreichte uns hier zwischen den flüsternden Baumstämmen nur dumpf. Bis eines Tages uniformierte Männer mit Gewehren auftauchten. Sie waren auf dem Weg zu einem Stützpunkt, wie uns ein Soldat erzählte. Er sagte uns, wir sollten nach Bristol, wo das Militär ein Zentrum eingerichtet hätte. Wir verneinten und die Männer in Tarnanzügen setzten ihren Weg fort.

Nach vier Wochen in dieser Gemeinschaft aus Flüchtlingen mussten wir erneut fliehen. Der Nachthimmel war damals sternenlos, als die Raumschiffe kamen. Es waren hunderte. Weltweit tausende. Unsere Gemeinschaft brach auseinander, wir rissen unsere Zelte ab und folgten unserem Fluchtinstinkt. Mum starb unter den Füßen der hetzenden Menschen, mit denen sie vor ein paar Tagen noch gemeinsam Beeren gesammelt und Rehe ausgenommen hatte. Brüllend versuchte Dad Alex von ihrer Leiche wegzuzerren, während die Bäume unter dem Wind, den die Raumschiffe aufwirbelten, wackelten und rauschten. Der Lärm machte mich orientierungslos. Matt hoben sich die Schiffe vom Nachthimmel ab, erlaubten einen flüchtigen Blick auf ihre glatte, bizarre Oberfläche. Dad packte Alex und mich grob, die Hälfte unseres Gepäcks zurücklassend und wir liefen in die dunkle Ungewissheit.

Alex ist erst vorletzten Winter gestorben. Wenn ich die Faust balle, kann ich noch seine kalten, steifen Finger spüren, wie sie sich verzweifelt am Leben festklammern. Ich bin nun siebzehn Jahre alt und ziehe mit Dad immer von Ort zu Ort. So etwas wie Regierung und Medien gibt es nicht mehr. Das Leben ist sehr still geworden. Wir bleiben in den Wäldern, die uns Deckung geben, und gehen anderen Menschen aus dem Weg. Natürlich wissen *sie*, dass die meisten Menschen in die Natur geflohen sind. Es gab bereits Nächte, in denen wir blind durch das Unterholz gekrochen sind, auf die Schritte und auf die Befehle lauschend, die sie sich, in einer tiefen, gurgelnden Sprache, zuriefen. Der Feind ist die Dunkelheit. Wir schlafen tags in unserem alten Zelt, in dem auch Alex und Mum schon Angstzustände erlebt haben, und gehen nachts auf Nahrungssuche und sind wachsam. *Sie können im Finstern besser sehen als wir*. Manchmal gehen Dad und ich auch in die Städte in der Umgebung. Streifen durch die Straßen, schauen, ob wir etwas Brauchbares in den Häusern und Geschäften finden. Manchmal gibt es kleine, misstrauische Augenpaare, die uns hinter zugezogenen Vorhängen und versperrten Fenstern, ansehen. Dad hat gemeint, wir sollten uns für nächsten Winter ein leeres Haus suchen, nach dem, was mit Alex passiert ist. Mir ist es gleich, wo wir sind oder wie oft wir Hunger leiden müssen.

Der Wunsch zu sterben hat noch keine Wurzeln in mir geschlagen. Für Alex und Mum muss ich leben. Egal, wie oft wir fliehen müssen. Denn nach all dieser Hölle ist die Erde immer noch *unser* Planet.

Altersangabe: 15 Name: Joshua Krapfenbauer

Begleitschreiben

Meine Name ist Joshua Krapfenbauer (geboren Johanna) und bin 15 Jahre alt. Ich bin in Wien geboren und aufgewachsen, lebe jedoch seit einiger Zeit in Enzesfeld-Lindabrunn und besuche die BAKIP in Wien(ich identifiziere mich als female to male transgender und bevorzuge den Namen Joshua und männliche Pronomen).Da ich schon immer ein kleines Traum Männlein war, das in seiner eigenen Welt gelebt und nicht viel von der Realität mitbekommen hat, habe ich bereits mit sieben Jahren begonnen meine Gedanken und Geschichten aufzuschreiben. Seit dem träume ich davon eines Tages ein Buch zu veröffentlichen.

Neben dem Zeichnen ist das Schreiben eine Art Ventil für mich. Es hilft mir meine Gefühle und Gedanken zu verarbeiten und ist sehr wichtig für mich. Nachdem ich jahrelang hunderte Geschichten begonnen und wieder beendet habe, schreibe ich mittlerweile an einem Roman, der mich nicht mehr loslässt und den ich wirklich veröffentlichen will.

Als mich mein Werk-Lehrer auf Ihren Literaturwettbewerb aufmerksam gemacht hat, habe ich nicht gezögert und mich sofort ans schreiben gemacht!

Meine Kontaktdaten:

Tel.: 0650 2725995

E-Mail: josh.krapfenbauer@gmail.com

Adresse:

Enzesfeld-Lindabrunn, Oberer Föhrenhang 3 2551